

In alle Welt – mit aller Welt?

Gemeinwesendiakonie und missionarische Perspektiven für Stadt und Region
Jahrestagung des Netzwerks Kirchenreform, 26.11./27.11.2010, Wiesbaden

Zentrum für
Mission in der Region

Ein Reformzentrum
der EKD KIRCHE IM AUFBRUCH 

Impuls zur „Spirituellen Durchdringung“

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, mein Auftrag lautet, etwas zur spirituellen Dimension des heute und morgen verhandelten Themas zu sagen. Beim Nachdenken darüber, wie denn Spiritualität in dem Zusammenhang von Diakonie, Kirche und regionaler Gemeinwesenarbeit überhaupt verortet werden könnte, fiel mir das kulinarische Bild einiger Sahnehäubchen auf einer ansonsten professionell komponierten Torte ein. Sieht schön aus, dachte ich, macht aber dick und nicht satt! Das brauchen wir nicht. Wie aber dann? Dann müsste es vielleicht so etwas wie ein besonderes Gewürz sein, das der Torte einen einzigartigen und unverwechselbaren Geschmack verleiht und gleichzeitig eine Art Bindemittel, das diese drei so unterschiedlichen Zutaten Diakonie, Kirche und Gemeinwesenarbeit in dieser besonderen Torte zusammenhält. Bleiben wir also noch etwas in unserer Versuchsküche.

Leider ist es nicht möglich, Ihnen in den nächsten Minuten eine komplette Rezeptur inklusive Backanleitung zu liefern. Das dürfte eine noch gemeinsam zu leistende Aufgabe sein. Auch werden es nicht vor allem die klugen Gedanken sein, sondern letztlich die kundigen Hände und offenen Herzen von Menschen vor Ort, die eine Torte backen, die den Leuten schmeckt und ihnen an Körper, Geist und Seele gut tut. Damit solche Torten um der Menschen und um Gottes Willen sowohl möglichst schmackhaft als auch ohne diätetische Nebenwirkungen sind, trage ich Ihnen jetzt also vier Überlegungen vor, von denen ich annehme, dass sie dabei eine Rolle spielen werden.

1. Spiritualität in der Organisations- und Institutionslogik

Ich blicke jetzt nicht auf alle möglichen Partner in einem gemeinwesenorientierten regionalen Kooperationsprojekt, sondern auf die, um die wir uns zu kümmern haben: verfasste Kirche und unternehmerische Diakonie. Obwohl beide Systeme vielfältige Berührungspunkte haben, gehorchen sie doch jeweils sehr unterschiedlichen Logiken im Blick auf ihr Selbstbild, ihr Handlungsgefüge, auf intrinsische Motivation und extrinsische Beziehungskomplexe. Ich plädiere dafür, den Zusammenhang dieser beiden Systeme nicht länger vornehmlich von den Legenden der Vergangenheit aus zu

Pfarrer

Christhard Ebert

Olpe 35
44135 Dortmund

Telefon 0231 5409-35

Fax 0231 5409-38

E-Mail ebert@zmir.de

www.zmir.de

beschreiben, sondern von den Notwendigkeiten der Zukunft her gemeinsam zu verhandeln. Und meine erste Annahme: das wird umso besser gelingen, je mehr deutlich wird, dass die Zukunft gottoffene Systeme braucht – Systeme also, die verstanden haben, dass sie zu allererst geistliche Systeme sind, die nur in der aktuellen Gottesbeziehung existieren können. Solche Systeme hätten in ihrer Konstruktion eine große himmelweisende Öffnung im Dach, durch die permanent Luft und Licht ins Haus gelangen. Die Konstruktion würde nicht nur erlauben, sondern wollen, dass Gottes heilige Geistkraft eine permanente Be-Unruhigung darstellt. Eine solche Öffnung allerdings ereignet sich nicht schon durch binnenkirchliche Reformpapiere oder diakonische Leitbilddiskussionen, so notwendig sie auf einer gewissen Ebene auch sind, sondern durch einen Mentalitätswandel – oder biblisch gesprochen: durch *metanoia* – geistgewirkte Erneuerung der Sinne!

2. Spiritualität als Wort und Tat verbindende Haltung

Wenn ich grundsätzlich davon ausgehe, dass es möglich ist, Systeme mit unterschiedlicher Funktionslogik und gleichzeitiger Gottoffenheit zu entwickeln, dann wird man – das ist mein zweiter Gedanke – auch Spiritualität als eine Wort und Tat verbindende, weil tragende Haltung zu beschreiben haben.

Als Söhne und Töchter Gottes sind wir zu einem Leben eingeladen, das sich in der Gottesgegenwart und aus ihr heraus vollzieht. Nicht als statisches Sosein, sondern als dynamischer Weg, der uns nach Jesu Wort in die Vollkommenheit führen will (Mt. 5,48). Vollkommenheit meint allerdings nicht Perfektion als Ergebnis qualitätsorientierter Optimierungszwänge, sondern geheilte Ganzheitlichkeit, achtsames In-Kontakt-Sein mit sich selbst, der Mit- und Umwelt und Gott. Und hier liegt auch der Grund für die herrliche Freiheit der Kinder Gottes (Röm. 8, 21) in allen lebensstypischen Abhängigkeiten, Grund für ein kraftvolles Leben inmitten aller Brüche und Verletzungen, Grund für ein Leben, das seine Visionen aus tieferer Quelle schöpft als aus den alltäglichen Anforderungen.

Eingeladen sind wir also zu einem geistlichen Leben. Ein solches Leben ist:

- Spirituell – Leben aus der eigenen Mitte heraus, Hören auf die Stimme Gottes in uns
- Still – Meine Seele ist stille zu Gott (Ps. 62,2)
- Ganzheitlich – Schalom – bestmöglichstes Gedeihen
- Gemeinschaftlich – Leben ist Leben inmitten von Leben, das leben will
- Ökumenisch – Trennungen im Respekt vor Unterschiedlichkeit überwinden
- Verantwortlich - für die Welt, für ein Leben in Frieden und im Geist des Nichtverletzens.

Spiritualität als Haltung zu ermöglichen und zu fördern – das ist nun meine zweite Annahme – könnte als gemeinsame Grundaufgabe der beiden Systeme Kirche und Diakonie verstanden werden, die möglicherweise entscheidend für ihre Zukunftsfähigkeit ist.



3. Spiritualität als gesellschaftliche Notwendigkeit

Diese Zukunftsfähigkeit – das ist nun mein dritter Gedanke und die dritte Annahme – wird sich nur im mutigen und deutlichen Sich-Einlassen auf die gesellschaftlichen Umbrüche unserer Zeit entwickeln lassen. Ich gestehe gern, dass ich mich dabei mehr von Hoffnung als von Angst leiten lasse und will an einem Beispiel klarmachen, weshalb ich glaube, dass eine frei, mutig und frech gelebte diakonisch-kirchliche Spiritualität durchaus mit dem Effekt einer sozial-geistlichen Kontamination rechnen darf.

Kliniken und Ärzte registrieren seit Jahren eine Zunahme von Angststörungen, Depressionen, psychosomatischen und Suchterkrankungen. Die Volkskrankheit Herzinfarkt scheint abgelöst zu werden vom Seeleninfarkt. Ursachen – undeutlich! Bloß eine Folge schärferer psychologischer Diagnostik, wiegeln manche ab. Mehr zu erklären scheinen mir Überlegungen, die auch soziologische Dimensionen hinzunehmen. Demnach führen das Verblässen der alten Disziplinargesellschaft mit ihren Leit- und Werteeinrichtungen Kirche und Staat zu einer Überforderung des Individuums durch den Zwang, sich permanent selbst definieren zu müssen. Wie auch immer, die Phänomene sind real und Menschen leiden und zerbrechen daran. Was hilft? Sichere Bindungen, stabile soziale Netze, gut entwickelte Kompetenzen der Selbststeuerung und -Regulierung. Hier könnte eine kirchlich-diakonische Spiritualität als Mitte, als essentielle Grundlage und spürbare Ausstrahlung einer Gemeinwesendiakonie ihre Stärken ausspielen und zwar in dreifacher Hinsicht: indem sie erstens dem Einzelnen hilft, seine eigenen geistlichen Kraftquellen zu entdecken und zweitens – weil wir Menschen hoffnungsvoll sozial-dialogische Wesen sind – indem sie die Beziehungsfähigkeit lokaler sozialer Netzwerke stärkt und drittens –weil vielleicht nicht der Einzelne krank ist, sondern die Gesellschaft als Ganze – indem sie energisch und laut einen Diskurs in Gang setzt über die Frage, in welcher Welt wir eigentlich leben wollen, wie eine Welt aussähe, in der die Ressourcen der Seele genutzt, aber nicht ausgenutzt werden.

4. Spiritualität als in konkreten Kontexten gemeinsam einzuübende Praxis.

Mein letzter Gedanke: Spiritualität als gemeinsam einzuübende Praxis. Solange sich Kirche und Diakonie noch im Wesentlichen auf ihren ideologischen Überbau verlassen, werden Menschen immer weniger spüren können, dass und wie christlicher Glaube und christliches Handeln für ihr konkretes Leben eine Bedeutung hat. Kirche steht in Gefahr, sich ins theologisch Korrekte zu verflüchtigen. Diakonie steht in Gefahr, in der Marktkonformität unkenntlich zu werden. Gemeinwesendiakonie mit erkennbarer spiritueller Mitte böte möglicherweise Chancen, die die alten monolithischen Blöcke nicht haben. Umso mehr, wenn sie sich von vorn herein auch als spirituelles Lern-, Übungs- und Entwicklungsfeld versteht. Das hat eine ganze Reihe von Herausforderungen. Ich nenne ein paar:

- Es ist riskant. Kooperation zwischen ungleichen Partnern braucht neben einer guten partnerschaftlichen Kommunikationskultur vor allem eines: Vertrauen. Vertrauen ist ein geistliches Gut, das nur wächst, indem man es riskiert. Die Kraft dazu wächst im Gebet und in geistlichen Übungen und ist durch Jesus Christus vorgelebt.
- Es ist grenzwertig. Gemeinwesendiakonie hat es vermutlich häufig mit der Integration verschiedener Milieus zu tun. Grenzüberschritte werden an der Tagesordnung sein. Das bedeutet eine stabile Mitte, damit die eigenen Grenzen flüssiger werden können. Die Vergewisserung der eigenen Gottesbindung und der damit verbunden Kraft und Freiheit ist niemals nur individuelle, sondern immer auch gemeinschaftliche Aufgabe. Vielleicht brauchen wir hier neue Rituale von Andacht und Anbetung, die offen sind auch für Anders- oder Nichtgläubige. Oder müssen wir es mancherorts überhaupt erst wieder tun und einüben – beten und andächtig sein, weil es schon nicht mehr üblich, sozusagen abgewöhnt ist?
- Es ist verunsichernd. Zumindest für Leute, die auf klare Ordnung und steile Hierarchie setzen. Gemeinwesendiakonie wird tendenziell aber eher netzwerkförmig daher kommen und strukturell eher weniger abgesichert sein. Sie wird eher bunt sein als einfarbig, eher chaotisch als brav und sie wird Lust auf Mehr machen. Vielleicht sogar Lust darauf, einer alten reformatorischen Einsicht nach fast 500 Jahren endlich zu erfahrungsgetränktem Leben zu verhelfen: dem Priestertum aller Glaubenden. Allein davon zu träumen, macht schon Freude! Und stellen Sie sich vor, wie es wäre, in diese Torte zu beißen!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!